



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die soziale Frage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

das Jahr 1889: „Es ist unverkennbar, daß durch die immerwährenden und des Abends ziemlich lang andauernden Versammlungen der Arbeiter, in denen sich die Gemüter erhitzten und durch die der nötige Schlaf verkürzt wird, eine gewisse Unlust zur Arbeit eintritt, die auf der andern Seite die Forderung nach verkürzter Arbeitszeit und erhöhtem Lohn mit sich bringt.“ Wem dieser Wunsch nach dem Normalarbeitstag in der Arbeiterwelt allgemein zu sein scheint, für den führen wir noch aus dem eben genannten Bericht folgenden Satz an: „Obgleich ältere, erfahrene und meist verheiratete Arbeiter das Verlangen nach Verkürzung der Arbeitszeit im allgemeinen nicht teilen, so widersprechen sie doch den andern Arbeitern in den Versammlungen, in denen die Arbeitszeit behandelt wird, nicht.“

Welches Schicksal aber auch die Gesetzesvorlage im Reichstage haben möge, das eine bleibe unvergessen, daß auch die beste Arbeiterschutzgesetzgebung für das Wohl des Volkes nicht im entferntesten die Bedeutung hat, wie die großen sozialreformatorischen Gesetze, die Bismarck mit unsagbarer Mühe durch jahrelange aufreibende Kämpfe dem Klassen- und Parteigoismus abzurufen vermocht hat. Was diese Gesetze für die Welt der armen Leute zu bedeuten haben, begreift wohl jeder, der erwägt, daß den Arbeitern durch Belastung des Kapitals infolge dieser Gesetze jährlich 400 Millionen Mark zufließen, d. h. wie Gehlert jüngst in den Grenzboten gezeigt hat, daß ein Kapital von 11 $\frac{1}{2}$ Milliarden durch diese Gesetzgebung den Besitzenden entzogen und den Armen zugewendet worden ist. Und das ist Bismarcks Werk: Monumentum aere perennius!



Die soziale Frage

1



Es wäre sehr überflüssig, die hunderterlei Übelstände und Schwierigkeiten aufzuzählen, deren verfluchten Knäuel wir die soziale Frage nennen. Jedermann kennt sie. Nur um eine Musterung der Heilmittel ist es uns hier zu thun. Aber giebt es denn überhaupt eine soziale Frage? Der Liberalismus ist geneigt und durch seine Theorie eigentlich genötigt, es zu leugnen; da die Welt immer besser wird, wie kann sie denn da im letzten Jahrhundert in gewisser Beziehung schlechter geworden sein? Unsrer Feuerarbeiter, sagte Lasker einmal,

leben besser als indische Fürsten. Mag sein, daß der Berliner Feuerarbeiter bei auskömmlichem Verdienste die Nationalzeitung liest, Parlaments- und Vereinsreden anhört, auf gut gefehrten Straßen einherschreitet und seiner Frau eine Kochmaschine neuester Konstruktion zum Geburtstag schenkt, was alles der indische Fürst vielleicht nicht kann; ob er sich aber im Mitgenuß unsrer Kulturschätze wohler fühlt als der Nabob in seinen rohen Genüssen, ist doch fraglich. Und aufs Wohlfühlen kommts an, nicht darauf, was ein Philosoph oder Parlamentarier für Glück erklärt. Und dann: es ist nicht jedermann Feuerarbeiter bei Krupp oder Borsig; es giebt auch weniger gut eingerichtete Werkstätten. Es ist überhaupt nicht jedermann Feuerarbeiter: es giebt Schuster und Schneider, Weber und Streichhölzchenmacher, Bergarbeiter und Weichensteller. Gestern fragte ich meinen Schuster, wie viel seine Gesellen verdienen. Antwort: bei Stückarbeit höchstens zwölf Mark; durchschnittlicher Wochenlohn acht Mark; wenn beim Meister in Kost, drei Mark. Es giebt hier am Orte (es ist eine ostdeutsche Stadt von 20000 Einwohnern) eine Anzahl verheirateter Meister, die für größere Schuhmacher arbeiten und auch nicht höher kommen. Wenn sich ein Gesinnungsgenosse Lasters gefälltigt ein Jahr lang auf den Schusterschemel setzen, täglich von früh fünf bis abends acht Uhr arbeiten, mit höchstens zweihundert Thalern jährlich Wohnung, Kleidung, Feuerung, Nahrung für sich, seine Frau und drei Kinder und endlich seine — Erholungsgenüsse bestreiten will, und wenn er nach Ablauf dieses Prüfungsjahres dabei bleibt, daß er sich wie ein indischer Fürst fühlt, so gestehe ich ihm dann zu: es giebt keine soziale Frage.

Es war ja immer so. Es hat ja immer Arme und Reiche gegeben; im Mittelalter außerdem noch wirkliche Hungersnöte, die wir heute nicht mehr kennen, mit der angenehmen Zugabe von gelegentlichem Gefoltert-, Gespießt- und Lebendiggebratenwerden. Aber gewaltige Unterschiede bestehen doch zwischen heut und früher. Der mittelalterliche Gutsherr lebte, den Müßiggang abgerechnet, der ein zweifelhaftes Vergnügen ist, nicht viel besser als seine Hörigen. Von Komfort keine Spur. Zimmer mit Steinfliesen ohne Teppiche, ohne Öfen und ohne Glasfenster. Im Winter fror er wie ein Hund. Möhte ich verflafen des winters zit! singt Walthar von der Vogelweide. Zog so ein Ritter gen Rom, zum heiligen Grabe oder gegen die wendischen Heiden, so reiste er nicht im Salonwagen, sondern ritt zu Pferde auf Wegen, die keine Wege waren; auch wenn er krank, auch wenn er verwundet war, vielleicht ein Bein gebrochen hatte, gab es kein andres Transportmittel für ihn. Und in welcher bequemer Kleidung! Nicht in weicher Watte, sondern in hartem Eisen. Sein Luxus bestand vorzugsweise darin, daß er bei jedem Feste so und so viele Ochsen, Schafe, Schweine, Hirsche und Fässer Wein zum besten gab, woran sich nicht allein seine Gesippten, sondern auch seine und ihre Dienerschaft, und manchmal alle seine Gutsunterthanen und Hörigen drei oder sieben

Tage lang gütlich thaten. Herren und Knechte lebten in einer solchen Gemeinschaft des Entbehrens und Genießens, wie sie heute nur noch bei Offizieren und Soldaten im Felde, bei Expeditionen an den Nordpol und in Innerafrika vorkommt. Die großstädtische Mähterin unsrer Tage dagegen, wenn sie abends in ihr Dachstübchen hinaufsteigt, kommt bei so viel Paradiesen vorüber — zuweilen quillt ihr daraus durch einen Thürspalt ein Bächlein Farbenpracht, Blumen- und Bratenduft entgegen — als das Haus Stockwerke hat, und droben findet sie die Hölle; im Sommer die gewöhnliche heiße und im Winter die Eishölle. Leben aber alle Proletarier aus den feinen Stadtteilen hinausverbannt in Arbeitervierteln beisammen, dann wirkt der Gegensatz erst recht grell auf sie ein, so oft sie früh morgens aus den Höhlen des Masseneleends hereinkommen in die lichten Hallen des Masseluxus, um an der Herstellung, Ausbesserung oder Erhöhung dieses Luxus zu arbeiten. Luxus gab es ja auch schon in den alten Kulturstaaten, und der Gegensatz zwischen Reich und Arm war daher dort fühlbarer als im mittelalterlichen Deutschland. Aber doch nicht so fühlbar wie bei uns heute. Einmal liegen alle jene Länder im Süden, und das begründet einen gewaltigen Unterschied; erst der Winter macht im Norden das Leben der Armen zur Hölle. Sodann wirkten stets Kriege und Laster zusammen, die Übervölkerung zu verhüten; man kannte nicht den gewerblichen Kampf ums Dasein und seine beständige Angst. Endlich fehlte der Druck, den heute Sitte, Mode und Gesetz im Verein ausüben, den zwar alle empfinden, die Armen aber doch am meisten. Die Armen der alten Kulturwelt waren teils hauptstädtischer Pöbel, der auf Unkosten des Staates nicht allein gefüttert, sondern auch belustigt wurde, teils Sklaven der Großen, ein manchmal geplagtes, meist aber vergnügt lebendes und immer liederliches Gesindel, das an den Genüssen und am Müßiggange der Herren teilnahm. Heute ist die Zahl der Leiblienerschaft großer Herren gering; aber eben diese mit Recht sogenannten „Bedienten“ (sie werden nämlich weit mehr bedient als sie selber dienen) sind die einzigen sorglos lebenden wirklichen Freiherrn unsrer modernen Gesellschaft. Heute dagegen ist die Armut nicht bloß ein Unglück, sondern ein Verbrechen. Wer sein Elend öffentlich zeigt, wer bettelt, wer sich obdachlos umhertreibt, wird bestraft, auch wenn es ihm völlig unmöglich ist, Arbeit zu bekommen und sich ein Obdach zu verschaffen.

Das Vergleichen machts! Aus dem Vergleichen der verschiedenen Lebenslagen steigen die Fragen auf: warum? wozu? muß es so sein? kann es nicht geändert werden? Und damit ist die soziale Frage gegeben. Wir haben heute eine die ganze Kulturwelt erfüllende soziale Frage, während die frühern Zeiten nur örtliche soziale Fragen kannten, weil heute im Weltchor gefragt wird, was früher nicht der Fall war. Früher gab es auch in Europa Bevölkerungen, wie sie heute nur noch in Asien und Afrika vorkommen, die da hungerten, froren, schwitzten, sich plackten, sich prügeln und auch wohl das Fell über die

Ohren ziehen ließen, ohne zu fragen. Sie fragten nicht, weil sie entweder zu stumpfsinnig dazu waren, oder weil ihnen durch irgend einen religiösen Glauben oder Aberglauben die Überzeugung eingeprägt worden war, daß dieser ihr elender Zustand eine unabänderliche Einrichtung Gottes sei, und daß sie im Jenseits für ihre diesseitigen Leiden würden entschädigt werden. Diese Wirkung des religiösen Glaubens darf man übrigens nicht überschätzen; sie hängt vom Temperamente des Volkes ab. Vollständig tritt sie nur bei den schlaffen Orientalen und den halborientalischen Slawen ein. Die lebhaften Italiener haben in der Zeit naiver Gläubigkeit nach der Berechnung eines ihrer Geschichtsschreiber über siebentaufend Revolutionen unternommen, deren meiste sozialer Natur waren.

Also wir haben eine soziale Frage, aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Leute fragen. Und wir warten nicht einmal, bis sie von selber damit anfangen, sondern wir drillen sie dazu; wir erziehen sie dazu. Wir zwingen die Kinder der Armen, in die Schule zu gehen. Wir lehren sie dort denken, wir schärfen ihr Urteil, wir sperren ihnen die Augen auf und zeigen ihnen alle Herrlichkeiten der Welt; wir lehren sie über alles räsonniren (der alte Fritz, der kein Freund vom Räsonniren der Untergebenen war, wollte, daß der Schulunterricht der ärmern Klassen auf das Notdürftigste beschränkt bleibe), und wenn sie nicht schnell genug fortschreiten in der Kunst des Denkens, Räsonnirens und Fragens, so treiben wir sie aus Furcht vor dem gestrengen Herrn Schulrat mit Prügeln dazu an. So viel allerdings wie die frühern Schulmeister dürfen wir nicht mehr prügeln, das leidet wieder der Schulrat nicht. Denn wir sollen ja die Kinder auch verfeinern, ihre Manieren und ihre Empfindung veredeln. Das letztere durch Poesie und moralische Betrachtungen und rührende Geschichten und Tierchutzkalender; damit sie nur ja das Leiden jedes hart angefaßten Würmleins und jedes geprügelten Pferdes mit- und demzufolge dann ihre eignen Leiden, Strapazen und Entbehrungen, wirkliche wie eingebildete, zehnfach empfinden. Ein Tierarzt — er hat es mir selbst erzählt — stellte kürzlich einen Mann zur Rede, der ein abgetriebenes Pferd vor seinen Wagen gespannt hatte. Der Mann antwortete: Nun, untersuchen Sie mal gefälligst meinen Körper, und sagen Sie dann, ob es nicht die ärgste Tierquälerei ist, wenn ich noch arbeiten muß? Und wovon sollte ich leben, wenn ich nicht arbeitete?

Und nachdem wir die armen Leute in der Schule fragen gelehrt haben, liefern wir ihnen in der Presse das Material zum Fragen. Wir thun das nicht absichtlich, sondern wir thun es, weil wirs nicht lassen können. Wir können es nicht hindern, daß Zeitungen und Wochenblätter gedruckt werden, und daß alle Leute lesen, die lesen gelernt haben. Die Beschaffenheit der Presse ist nicht ganz gleichgiltig, aber in Beziehung auf die Sache, um die es sich hier handelt, spielt sie doch nur eine untergeordnete Rolle. Die Leute sind

heute denkgeübt genug, um aus den Thatsachen (z. B. Preisverzeichnissen, Lohn- tabellen, Festberichten u. s. w.) ihre Folgerungen zu ziehen, gleichviel ob diese Thatsachen in einer sozialdemokratischen oder einer fortschrittlichen oder einer konservativen Brühe aufgetischt werden. Auch darauf, daß die Presse im großen und ganzen an der Vernichtung der Religion arbeitet, ist nach dem oben gesagten kein übertriebenes Gewicht zu legen, obwohl man es natürlich bedauern muß. Nehmen wir dazu die Verkehrsmittel unsrer Zeit und die Zusammendrängung der ärmern Leute in Proletariervierteln und Industrie- bezirken, so sehen wir deutlich: jede Werkstätte, jedes Wohnhaus mit Proletarier- wohnungen, jede Kneipe, jeder Ort für Volksbelustigung und Erholung ver- wandelt sich unter diesen Umständen notwendigerweise in eine Akademie, in der soziale Fragen aufgeworfen, erörtert und studirt werden. Es kann nicht anders sein. Es ist eine physische Unmöglichkeit, das zu ändern. Wer es ändern will, der muß entweder die Volksschule schließen, oder die Presse vernichten, oder alle Personen unter 2000 Mark Einkommen in Isolirhaft arbeiten lassen, oder sie in empfindungslose Maschinen verwandeln. Mit der allgemeinen Volks- bildung und der allseitigen Verührung jedes mit jedem im Weltverkehr ist die soziale Frage gegeben, und falls diese Bedingungen bis zum jüngsten Tage fortbestehen, werden auch bis dahin die Herrschenden dem fragenden Volke Rede und Antwort stehen müssen. Ob sich die Fragenden dieses oder jenes Zukunfts- ideal träumen, ob ihre Führer dieser oder jener Theorie huldigen, ob sich die Unzufriednen Bundschuh, Jacques Bonhomme, Chartisten, Nihilisten, Kom- munisten oder Sozialdemokraten nennen, darauf kommt gar nichts an. Sozial- demokratie ist ein Name, weiter nichts. Ein Name, der seine Zeit hat und dann vergessen wird; die Sache wird bleiben. Hört blutrot einmal auf, die Farbe der Unzufriedenen zu sein, so wird vielleicht kornblumenblau oder grün, die Farbe der Hoffnung, Mode.

Am wenigsten darf sich der Staatsmann verleiten lassen, die soziale Frage mit der Sozialdemokratenfrage zu verwechseln. Gegen Demokraten helfen Soldaten, so oft die Demokraten rebellisch werden; in dem Punkte giebt's nichts zu fragen, der ist von jeher und für alle Zeiten entschieden. Auch das be- drohte „Kapital“ wird dem erleuchteten Staatsmanne keine Schmerzen machen. Es ist stärker als je; es ist in mehr als einem Staate, in Deutschland zum Glück noch nicht, so stark, daß es fragen darf: Was kostet der Staat? Es hat nichts zu fürchten. Haben die Arbeiter lange genug gestreift, so zwingt sie der Hunger wieder weiter zu arbeiten. Gehen in den Streikunruhen einige Unter- nehmer zu grunde, so sind das allemal kleinere und mittlere; sie werden bei dieser Gelegenheit rascher von den großen verspeist, als es sonst der Fall ge- wesen wäre, und das „Kapital“ wird dadurch nur umso stärker. Auch nach den Leiden der Armut hat der Staatsmann nicht zu fragen; das ist Sache der Geistlichen, der barmherzigen Schwestern und der menschenfreundlichen Privat-

leute. Der Staatsmann hat nur nach der Stärke und Gesundheit des Volkes zu fragen, mit deren Steigerung sich allerdings die Armut und deren Leiden von selbst vermindern. Also weder die Bedrohung der Besitzenden durch die Proletarier, noch das Schicksal der Proletarier ist es, was dem Staatsmanne, der diesen Namen verdient, Sorge macht, sondern die Frage: Wie ist das Herabsinken des Volkes in den Schlamm des Proletariats zu verhindern? Wie ist der Ver lumpung des Volkes zu steuern? Diese Frage ist allen Kulturstaaten gemeinsam. In Italien, England, Frankreich hat die Ver lumpung schon längst begonnen; ob auch in Deutschland, das mag einstweilen dahingestellt bleiben. Schreitet die Zerreibung des gewerblichen Mittelstandes fort wie bisher, und wird auch der Bauernstand in den Prozeß hineingezogen, so ist das allmähliche Hinabsinken auch unsers Volkes in proletarische Zustände unausbleiblich. Man lasse sich nicht durch den schönen Schein blenden, weil man heute nicht mehr den zehnten Teil so viel zerlumpter Leute auf der Straße sieht wie vor fünfzig Jahren; das ist der Polizei und der Mode zu danken, aber nicht dem steigenden Volkswohlstande. „Hat der Mann bei Ihnen gebettelt?“ — mit diesen Worten stürzte neulich ein pflichteifriger Polizist in einen Bankierladen hinein, aus dem er einen ärmlich gekleideten Mann herauskommen gesehen hatte. Der vermeintliche Bettler war — ein Bauer, der sich etliche Pfandbriefe gekauft hatte. Von den feinen Herrn und Damen dagegen, die man in öffentlichen Gärten sieht, tragen sehr viele ihr ganzes Vermögen auf dem Leibe herum, und gar manche nicht einmal ihres, sondern einen Teil des Vermögens ihres Schneiders, der aber seinerseits auch eigentlich nichts hat, sondern mit Haut und Haaren dem Schnittwarenkau fmann verschrieben ist u. s. w., nicht in infinitum, sondern nur bis zu dem kleinen über allen Erdenjammer erhabenen Kreise der Generalgläubiger hinauf.

Also dieses ist der Kern der sozialen Frage für den Staatsmann: Wie ist der Volkswohlstand oder, was dasselbe ist, ein wohlhabender Mittelstand zu erhalten oder wieder herzustellen, oder was dasselbe ist, wie kann das Volk gesund und kräftig erhalten werden? Eine Bevölkerung, die nur noch aus wenigen sehr Reichen und einer Masse von Proletariern besteht, verdient gar nicht mehr den Namen eines Volkes. Mit unsrer Überschau der Heilmittel knüpfen wir an die bekann ten Schlagwörter an: innere Kolonisation, auswärtige Kolonisation, Sozialismus, Eingreifen des Staates, Religion und Kirche.

2

Daß Großstaaten ohne große Städte und ohne großartige Werkstätten nicht bestehen können, ist ebenso unbestritten, wie die aus solcher Anhäufung ärmerer Menschen entstehenden Gefahren und Übelstände anerkannt sind. In allen menschlichen Dingen, die Tugenden nicht ausgenommen, gibt es ein

Mittleres, das ungestraft weder nach rechts noch nach links hin überschritten werden kann. Und nachdem die Konzentration der Bevölkerung das richtige Mittelmaß überschritten hat, wünschen alle Verständigen die Zurückführung eines Teiles der industriellen Bevölkerung aufs Land.

Denken wir uns eine Gegend, wo Landwirtschaft und Gewerbe innig verbunden sind. Der Bauer findet hinreichenden Absatz seiner Erzeugnisse in den nahen, nicht zu großen Städten, und die städtischen Handwerker versorgen ihn mit Werkzeugen, Hausrat und Kleidung. Beide genügen einander gegenseitig und brauchen nicht auf den Auslandsmarkt, nicht einmal auf einen fern liegenden Inlandsmarkt zu spekulieren. Die Handwerker sind sämtlich Hausbesitzer; freilich sind ihre Häuser klein, nur Familienhäuser, höchstens noch für einen Mietzmann berechnet. Außer dem Hause besitzen fast alle, mögen sie auf dem Dorfe oder in der Stadt wohnen, einen Garten und ein Ackerstück. Jeder mästet mindestens ein Schwein, mancher hält auch noch ein paar Ziegen oder Schafe oder sogar eine Kuh dazu. Reich kann keiner werden, da sie alle nur mit wenigen Leuten, durchschnittlich mit einem Gesellen und einem Lehrling arbeiten. Aber jeder erfreut sich eines gleichmäßigen Einkommens und einer großen Sicherheit seines Daseins. Er ist nicht von den Schwankungen des Weltmarktes abhängig, weil er sein Absatzgebiet in der Nähe hat und es überschaut. Kleinere Schwankungen kommen auch in diesem kleinen Gebiete vor; was ihm diese überstehen hilft, was die Ungleichheiten sowohl seiner gewerblichen Beschäftigungen wie seiner Einnahmen in den verschiedenen Jahreszeiten ausgleicht, das ist sein Stückchen Acker und Vieh. Da nicht viele Lehrlinge eingestellt werden, haben alle oder doch fast alle Gesellen Aussicht, Meister zu werden, und es entsteht kein Interessengegensatz zwischen den Meistern und den Gehilfen. Es geht ein wenig armselig und sehr spießbürgerlich zu in einer solchen Gegend, aber bei der Gleichartigkeit der Lage aller kann kein tiefer Interessengegensatz, daher auch keine soziale Frage entstehen. Auch ist ein armseliges Dasein noch nicht proletarisch; wer ein Stückchen Grund und Boden besitzt, ein festes Heim, aus dem ihn niemand vertreiben kann, wer einige arbeitslose Monate überstehen kann, weil ihm keine „Exmiffion“ wegen rückständiger Miete droht, und weil er Kartoffeln im Keller, einige Speckseiten in der Rauchkammer und ein paar Klaftern Holz im Hofe hat, der ist noch kein Proletarier und wird auch nicht sobald einer.

Die Sicherheit des Daseins kann sogar noch fortbestehen, wenn ein Teil dieser Handwerker für den Export arbeitet. So lebten noch 1806, wo sie noch nicht durch die Großfabrikanten zu Grunde gerichtet waren, die 3500 Tuchmacher auf den Dörfern um Leeds als Ackerhäusler. In der Stadt hatten sie ihre gemeinsame Tuchhalle, wo sie ihre Ware an die Kaufleute absetzten. Ähnlich leben noch heute in manchen Gebirgsgegenden Deutschlands die Angehörigen der sogenannten Hausindustrie. Es ist wahr, daß es vielen von ihnen recht

schlecht geht, und daß ihre Not stellenweise viel größer ist, als die der am schlechtesten bezahlten Fabrikarbeiter. Allein das liegt nicht an der Hausindustrie an sich, sondern an Umständen, die man nicht als unabänderlich ansehen darf. Zum Beispiel daran, daß sie, wie die Handweber, an einer Art des Betriebes festhalten, der nicht mehr konkurrenzfähig ist, oder weil sie in Abhängigkeit von Unternehmern geraten sind, oder weil der Markt mit ihren Erzeugnissen überfüllt ist. Wäre die Rückbildung eines Teiles des Gewerbes zu diesen ältern Zuständen möglich, so würde damit offenbar ein Teil der sozialen Frage wegfallen.

Schäffle ist bekanntlich ein sehr entschiedener Gegner der Kapitalwirtschaft, will aber dennoch von der Wiederherstellung des Kleingewerbes nichts wissen, weil sie seiner Ansicht nach ein Rückschritt wäre. Diese Abneigung würde begründet sein, wenn die Vernichtung der Großindustrie und die Aufhebung der Fortschritte, die wir ihr verdanken, gefordert würde; aber das fällt ja keinem verständigen Freunde des Kleingewerbes ein. Daß im Hinterstübchen weder Kanonen gegossen, noch Schiffe, Lokomotiven und Dampftrahne gebaut werden können, liegt auf der Hand. Werkzeuge und Beförderungsmittel von gewaltigem Umfange können nur in den Werkstätten der Großindustrie hergestellt werden. Daß es aber ein Rückschritt wäre, wenn die Herstellung kleiner Gegenstände teilweise dem Kleingewerbe wiedergegeben würde, vermögen wir nicht anzuerkennen. Der Fortschritt besteht nicht darin, daß man in derselben Richtung ins Maßlose fortschreitet und etwa, nachdem die Leistungen des Hochbaues durch die Anwendung des Eisens gesteigert worden sind, die Paläste in Eifelturmform baut: alle Gemächer über statt neben einander legend. Sehr häufig verläßt der Kulturfortschritt die gerade herrschende Form, nachdem diese ihre Aufgabe erfüllt hat, und kehrt zu ältern Formen zurück, sie mit den mittlerweile erworbenen Hilfsmitteln verjüngend. Gerade als die nächste Aufgabe des technischen Fortschrittes hat es Werner Siemens auf der Berliner Naturforscherversammlung bezeichnet, das Kleingewerbe durch Kleinmotoren und durch Kraftübertragung von Großmotoren aus wieder lebensfähig zu machen; und er hat diese neue Entwicklung mit dem Sinken des Zinsfußes in Zusammenhang gebracht, das schließlich der Kapitalanlage im heutigen Sinne ein Ende machen werde. Was der größte Techniker Deutschlands auf diesem Gebiete für möglich und für einen Fortschritt hält, das ist kein Laie berechtigt für unmöglich und für einen Rückschritt zu erklären.

Daß der Kleinbetrieb dem Großbetriebe einfach zu weichen habe, das gehört gewissermaßen zu den Glaubenssätzen des Liberalismus. Aber was wirklich ist, das ist auch möglich; und da ich persönlich kleine Handwerker der verschiedensten Gattungen kenne, die sich ganz gut nähren, darunter sogar Schneider, so glaube ich nicht an die Unmöglichkeit des Kleinbetriebes. Die günstigen Bedingungen, die jenen einzelnen den Fortbestand ermöglichen, lassen

sich durch körperschaftliches Zusammenwirken verallgemeinern und vielen zugänglich machen. Roscher hat es schon vor mehr als zwanzig Jahren für Aberglauben und Irrtum erklärt, daß alles Kleingewerbe dem Untergange geweiht sei. Eine flüchtige Umschau wird uns sofort zeigen, wie verschieden sich die verschiedenen Gewerbszweige dem Großkapital und dem Maschinenwesen gegenüber verhalten.

Einige der Gewerbe, die nur als Großindustrie denkbar sind, wurden schon genannt. Beim Maschinenbau kommt es darauf an, was für Maschinen gebaut werden. Je größer sie sind, desto größer müssen natürlich auch Werkstatt, Arbeiterzahl und Kapital sein. Für mittelgroße Maschinen genügen mittelgroße Werkstätten. Ich kenne solche, die ausgezeichnete Geschäfte machen, die vom Großkapital nicht das mindeste zu fürchten haben, und in denen ein herzliches Einvernehmen zwischen Prinzipalen, Werkführern und Arbeitern herrscht. Je kleiner die Maschinen sind (Handsiedemaschinen u. dergl.), desto leichter können sie in einer gewöhnlichen Mechaniker- oder Schlosserwerkstatt hergestellt werden. Es giebt Werkstellen, in denen es geschieht, und ihnen vor allem wird der von Siemens in Aussicht gestellte Fortschritt zu statten kommen.

Die Baugewerke im engeren Sinne: die Maurer, die Zimmerer und die Schieferdecker, haben bisher weder vom Großkapital noch von der Dampfmaschine irgend welche Störung erlitten. Sie verwenden einige Maschinenprodukte, wie eiserne Anker und Schienen, aber zum größten Teil ist ihr Material dasselbe wie vor Jahrhunderten. Wenn außer den Steinen und Backsteinen, Brettern und Balken, Schiefertafeln und Zinkplatten auch Dachpappen, Asphalt, Stuck u. dergl. in die Mode gekommen sind, so schadet das niemandem, nützt aber vielen durch Erzeugung neuer Gewerbe. Beim Kanal- und Brückenbau wird allerdings die Dampfmaschine verwendet, beim Häuserbau aber kennt man keine andern Maschinen als die seit Jahrtausenden üblichen: Krahn und Flaschenzug. Und was das Kapital anlangt: ganz arme Maurer- und Zimmermeister giebt es seit Jahrhunderten nicht mehr. Allein oder mit einem Lehrjungen kann der Mann kein Haus bauen. Um aber zwanzig Leuten den Unterhalt verbürgen und Bauholz kaufen zu können, muß er einiges Vermögen haben. Darin ist seit Ablauf jener sehr alten Zeiten, wo der Bauherr das Material lieferte und mit seinen Hörigen baute, keine wesentliche Änderung eingetreten. Neu ist nur, daß einzelne Maurer- und Zimmermeister sich zu Bauunternehmern und Häuserpekulanten emporzuschwingen, als welche sie entweder Reichtümer aufhäufen oder Pleite machen. Im allgemeinen bleibt das alte Verhältnis von Meistern, Polieren, Gesellen, Lehrlingen und Handlangern bestehen.

Den Hilfsgewerben des Baugewerks haben die Mode und der technische Fortschritt einige neue hinzugefügt, was wahrlich kein Schaden ist. Unter den

alten hat sich die Steinmetzarbeit über Beeinträchtigung durch die Thonwarenfabriken zu beklagen. Die Töpfer sind nur noch Ofenseger; die Bestandteile des Ofens werden ihnen fertig aus der Fabrik geliefert. Die Bautischler und Schlosser, namentlich die Leetern, haben einen Teil ihrer Arbeit an die Fabrik verloren, die ihnen Schlösser, Thür- und Fensterbeschläge fertig liefert; sie selbst können niemals überflüssig werden, denn das Anpassen, Anschlagen u. s. w. muß an Ort und Stelle besorgt werden. Letzteres gilt auch von den Glasern und Klemmern.

Die Gewerbe der persönlichen Hilfsleistung können vom Kapitalismus nur wenig, von der Dampfmaschine gar nicht beeinträchtigt werden. Dem Barbier und Friseur wird niemals eine dumme Dampfmaschine sein Vorrecht streitig machen, die Gewaltigen der Erde an der Nase zu fassen und Engelsköpfen in den Locken zu wühlen, und weder die Hühneraugenkünstler, Badediener, Masseure, Masseusen und Wehmütter, noch die Schornsteinseger haben bis jetzt Besorgnis vor der Konkurrenz der Dampfmaschine geäußert. Den Nagelschmied verschlingt die Fabrik; den Hufschmied wird sie fein am Amboss lassen, denn das Pferd will mit Hand und Auge bedient sein; auch ist kein „Dörflein so kleine,“ in dem sich nicht Rad- und Deichselbrüche ereigneten, zu deren Heilung der Meister Schmied und der Nachbar Stellmacher zusammenwirken müssen. Alle diese Gewerbe lassen sich teils ohne, teils mit einem ganz geringen Kapital betreiben.

Manche Gewerbe sind von Haus aus und ihrer Natur nach Reparaturgewerbe, nicht etwa erst durch die Konkurrenz der Dampfmaschine dazu herabgedrückt worden. Hauptvertreterin dieser Gattung ist die gewöhnliche Uhrmacherei. Die Anfertigung neuer Uhren ist als rentables Gewerbe, wie sich jeder selbst klar machen kann, nur im großen bei weitgehender Arbeitsteilung möglich. Die Büchschäfter und Goldschmiede sind erst in neuerer Zeit zu Reparaturhandwerkern herabgedrückt worden. Der Optikus und Mechanikus bezieht zwar die meisten seiner Waren fertig, stellt aber auch einzelne selbst her und findet Gelegenheit, die erworbene Kunstfertigkeit bei Telegraphen-, Telephon- und andern ähnlichen Anlagen zu bethätigen. Der Gerber, der Sattler, der Tapezierer, der Instrumentenmacher, der Orgelbauer, der Buchdrucker dürften sich kaum über die Dampfmaschine beklagen. Einige der Genannten ziehen sie in ihren Dienst, andre haben überhaupt nichts mit ihr zu schaffen. Mit der Dampfmaschine kann man weder Tapeten ankleben noch den Gardinen einen schönen Faltenwurf geben. Einiges Kapital gehörte zu allen diesen Gewerben von jeher. Ein Sattler, der das Leder in kleinen Stücken auf Borg beziehen mußte, würde besser thun, er schlosse seine Werkstatt und arbeitete als gut-bezahlter Geselle bei einem größern Meister. Weniger Kapital erfordert die Buchbinderei. Auch ihre Verhältnisse haben sich nicht sehr geändert. Es ist nur ein kleiner Teil ihrer Beschäftigung, den die Buchbinder der amüsichen

Philisterstädte durch jene Prachtbände verlieren, mit denen namentlich die schöngeistigen Litteraturerzeugnisse schon an den Sitzgen des Bücherverlags bekleidet werden.

Die Nahrungsmittelgewerbe werden ebenfalls vom Kapitalismus wenig und von den Fortschritten der Technik höchstens in angenehmer Weise berührt. Der Koch von heute erfreut sich zweckmäßigerer Öfen als sein Amtsvorgänger vor hundert Jahren. Dem Würstmacher erleichtern Fleischhack- und Füllmaschinen die Arbeit. Von den Vorteilen, die die Chemie den Brauern, Schnaps- und Weinfabrikanten gewährt, wollen wir lieber nicht reden. Seine Frühstücksemeln bezieht niemand aus einer entfernten Fabrik, denn jeder will sie frisch genießen. Dasselbe gilt von den meisten Zuckerbäcker- und Pfefferküchlerwaren. Ganz ohne alles Kapital haben diese Gewerbe (mit Ausnahme des Kochens, da der Koch seine Kunst entweder als Angestellter oder als Lohnarbeiter ausübt) auch früher schon niemals betrieben werden können, weil die Einrichtungen und Rohstoffe Geld kosten. Größe und Reichthum der Bäckereien und Fleischereien finden wir natürlich nach der Größe der Orte abgestuft, an denen sie sich befinden. Wenn manche Brauereien sich zu einem Umfange ausdehnen, der ihnen gestattet, ihren technischen Leitern Ministergehälter zu zahlen; so ist das für diese kein Unglück, und die mittlern und kleinern Brauereien bleiben daneben an mittlern und kleinern Orten fortbestehen. Etwas anders verhält es sich mit der Müllerei; die Windmühlen und die kleinen Wassermühlen gehen allmählich ein. Daß dieses Gewerbe seit Einführung der Dampfmaschine überhaupt nicht mehr von Wind und Wasser abhängt, ist ein Glück fürs Volk: eine Mahlsteuerung infolge des Austrocknens der kleinen Wasserläufe kann nicht mehr eintreten. Was dem Müllereigewerbe in den letzten Jahren manchmal das Leben schwer gemacht hat, das war die Störung der Ein- und Ausfuhrverhältnisse durch den Zollkrieg, hängt also mit dem Maschinenwesen nicht zusammen.

Das Kunsthandwerk (Goldschmiede, Graveure, Drechsler, Tischler, Schlosser, Lithographen, Porzellanmaler u. s. w.) befindet sich in der eigentümlichen Lage, unsre Zeit zugleich preisen und anklagen zu müssen. Unsre Zeit hat es, dank dem wiedererwachten Geschmack und dem gesteigerten Nationalreichtum, aus langem Erstarrungsschlaf zu neuem Leben erweckt; aber zugleich erschwert sie den Absatz seiner Erzeugnisse durch billige Nachahmungen, die in Masse zu produzieren ihrer hochentwickelten Technik ein leichtes ist. Nur ein Kennerauge vermag die unechten, mit der Maschine gepreßten Schmucksachen von der mühsamen Handarbeit des Eiseleurs zu unterscheiden; dasselbe gilt von guß- und schmiedeeisernen Gittern, mit der Maschine gedrehten Möbelverzierungen u. s. w. Mittelmäßige Maler können neben der Photographie und dem Ölfarbenruck nicht mehr aufkommen, was ja vielleicht ein Vorteil für die Kunst, aber ein Unglück für viele, wenn auch nicht geniale, so doch ganz tüchtige Menschen ist.

Emaillerverzierungen stellt Professor Schirm in Berlin auf photographischem Wege her u. s. w. Gegen diese Übel, wenn es solche sind, giebt es aber zwei Heilmittel, die allerdings verbunden wirken müßten: stetige Hebung des Geschmacks und Verbreitung des Reichtums. Je mehr Personen fähig sind, die künstlerische Handarbeit von der Fabrikware zu unterscheiden und zu würdigen, und zugleich die Mittel haben, teure Gegenstände zu kaufen, desto mehr verbessern sich die Ausichten des Kunsthandwerkers. In ähnlicher Lage wie die eigentlichen Kunsthandwerke befinden sich manche Industrien, die daran grenzen, wie die Spielwaren- und Galanteriewarenfabrikation. Diese wurden auch früher schon insofern fabrikmäßig betrieben, als die darin beschäftigten Handwerker kolonienweise beisammen wohnten, teils in armen Gebirgsgegenden, teils in großen Städten (Paris!) und der Absatz ihrer Erzeugnisse durch Großhändler oder Unternehmer vermittelt wurde. In neuerer Zeit bemächtigt sich aber die Großindustrie mehr und mehr dieser Gegenstände und drückt den Hausindustriellen, der früher dem Abnehmer als selbständiger Verkäufer gegenüberstand, in das Verhältnis eines Arbeiters herab, der vom Prinzipal die Rohstoffe und Aufträge empfängt und mit Stücklohn bezahlt wird. Hier und da ist er auch genötigt, die häusliche Fabrikation aufzugeben und in die Fabrik zu gehn. Der Klempner verwandelt sich, soweit er nicht Bauarbeit ausführt, mehr und mehr in einen Händler, der im übrigen nur Reparaturen besorgt. Doch darf man die Lichtseite dieser Umwandlung nicht übersehen. Der heutige Klempner fertigt zwar die schönen Lampen, die sein Schaufenster zieren, nicht selbst an. Allein die geschickteren Arbeiter der großen Lampenfabriken verdienen wahrscheinlich mehr und erfreuen sich eines behaglicheren Daseins als mancher der Klempner, die vor fünfzig Jahren Öllampen mit grünen Blechschirmen anfertigten.

Nur zwei Klassen von Handwerken sind es, die wirklich durch das Großkapital und die Dampfmaschine teils geschädigt, teils vernichtet werden: die Textilgewerbe durch die Dampfmaschine, die Bekleidungsgerbe durch das Kapital. Was das Verhältnis der Weber zum Kapital anlangt, so war das schon im Mittelalter hier und da ähnlich wie heute. Während es allerdings den Tuchmacherzünften in Deutschland gelang, durch gesetzliche Beschränkung der Zahl der Webstühle, die ein Meister aufstellen, und der Gefellen, die er beschäftigen durfte, die Fortentwicklung der wohlhabenderen, geschickteren und unternehmenderen Meister zu Fabrikanten zu verhindern, wurde in Florenz die Tuchmacherei schon im vierzehnten Jahrhundert ganz fabrikmäßig mit obligaten Arbeiteraufständen betrieben. In einigen Gegenden Englands gelang es den Tuchmachern, sich als Korporationen bis in den Anfang unsers Jahrhunderts herein zu behaupten. Die Dampfmaschine hat nun das Spinnrad vernichtet und steht im Begriff, auch den Webstuhl zu vernichten. Doch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Webstuhl auf dem von Siemens bezeich-

neten Wege in vollkommenerer Form wieder hergestellt werde. Auch hier kommt die Kunst dem Handwerk zu Hilfe; je mehr der Geschmack an Leinen- und Seidendamast, an Brokaten, an neuen, selbständig erfundenen Mustern steigt, desto weniger vermag die Maschine mit dem durch die beständige Mitwirkung von Auge und Geist unterstützten Handwerker zu konkurrieren. Die höchste Stufe der Weberei, die Gobelinweberei, bleibt der Handarbeit sicher. Die Bekleidungs-handwerker haben die Maschine nicht zu fürchten, im Gegenteil erleichtert ihnen die Nähmaschine ihre Arbeit ganz außerordentlich. Dagegen geraten sie mehr und mehr in die Hörigkeit kapitalistischer Unternehmer. Es sind dies namentlich die Schneider, Schuhmacher und Handschuhmacher samt ihren Leidensgefährtinnen, den Konfektionsdamen, Putzmacherinnen, Wäschnäherinnen, Stickerinnen, Wollarbeiterinnen, Posamentenarbeiterinnen u. s. w. Aber auch ihretwegen braucht man nicht zu verzweifeln, vielmehr darf man ihre Wiederherstellung durch reformirte Innungen und namentlich durch eine Reform des Kreditwesens (nicht im Sinne der Vorschußvereine) erwarten.

Obwohl unsre Übersicht auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt, haben wir doch eine stattliche Reihe von Gewerben gefunden, die sich weder von der Dampfmaschine noch vom Großkapital bedroht fühlen, und was die bedrohten, geschädigten und teilweise vernichteten anlangt, so vermochten wir auf einen Rettungsweg hinzuweisen. Durch das Geschrei: die Zeit des Handwerks sei ein für allemal vorüber, es habe einfach der Großindustrie Platz zu machen, darf man sich nicht beirren lassen. Dieses Geschrei wird in einer dafür bezahlten Presse im Auftrage von Leuten erhoben, die ein Interesse daran haben, die Handwerker von allen Versuchen korporativer Selbsthilfe abzuschrecken und sie zu entmutigen. Wenn übrigens auch die Fabrikation gewisser Stück für Stück gleichartiger Gegenstände des Massenverbrauchs, wie der glatten Gewebe, der Großindustrie für immer verbliebe, so würde dadurch dem Handwerk doch nur ein kleiner Teil seines Gebiets entzogen sein, ohne daß sein Bestand im großen und ganzen angetastet würde. Ist nun aber der Fortbestand des mittlern und kleinen Gewerbebetriebes gesichert, so ist auch die Anhäufung der Handwerker in Großstädten und der Gewerbearbeiter in Industriebezirken nicht in dem Grade nötig, wie wir sie jetzt erleben, vielmehr ihre Verteilung übers Land möglich, und sie wird um so leichter durchzuführen sein, je mehr durch die Vervollkommnung der Einrichtungen für Kraftübertragung der Betrieb kleiner Maschinen ermöglicht und durch Ausgestaltung der Bahn- und Kanalnetze der Absatz der Erzeugnisse und die Herbeischaffung des Rohmaterials erleichtert wird. Ob aber dieser Dezentralisierungsprozeß eintritt, und wie rasch oder langsam er fortgeht, das hängt ganz wesentlich davon ab, ob die Großstädter Lust haben, aufs Land zurückzukehren, und ob die Kleinstädter und die Dörfler Lust haben, daheim zu bleiben; ob ihnen das Freie besser gefällt als mauerumschlossene Räume. So stoßen wir denn zum zweitenmale

auf eine Geschmacksfrage. Gewöhnlich versteht man unter innerer Kolonisation die Besiedelung von Parzellen großer Güter (unkultiviertes Land haben wir in Deutschland nur noch sehr wenig) mit Kleinbauern. Da aber Landwirtschaft und Industrie in enger gegenseitiger Abhängigkeit von einander stehen — die Gutsbesitzer der industrieloßen Provinzen Ost- und Westpreußen werden ihr Getreide daheim nicht los, und Mittel- und Westdeutschland mag es nicht — so haben wir die Gewerbe mit einbezogen und dem Begriff einen weitem Umfang gegeben.

Was nun die innere Kolonisation in dem bisher üblichen Sinn anlangt, so können wir die bekannten darauf gerichteten Maßregeln des preußischen Staates sehr kurz abfertigen. Die Zahl der westdeutschen Landwirte, die durch das Ansiedelungsgesetz für Posen und Westpreußen in diese dünner bevölkerten Gegenden übergeführt werden kann, ist, selbst wenn alles nach Wunsch geht, so gering, daß eine erhebliche Verschiebung der Bevölkerungsverhältnisse dadurch nicht bewirkt wird; zudem wird der Abfluß deutscher Bauern aus dem Westen durch den Zufluß polnischer Arbeiter dahin mehr als ausgeglichen. Der Gesetzentwurf über die Rentengüter aber ist zwar im Herrenhause als gutgemeint und unschädlich angenommen worden, aber zugleich haben die meisten der Großgrundbesitzer, die am 22. März und am 25. April das Wort ergriffen, rund heraus erklärt, daß nach ihrer Ansicht von dem Gesetze nur wenig Gebrauch gemacht werden wird; und die Herren sind doch ohne Zweifel Sachverständige.

Auch hier wird alles auf den Geschmack ankommen. Hier und da war der Arbeitslohn der ländlichen Tagelöhner in den östlichen Provinzen so tief gesunken, daß sie schlechterdings nicht mehr dabei bestehen konnten und auswandern mußten. Nehmen wir aber auch an, daß er jetzt durch die Sachsengängerei ein wenig hinaufgeschraubt worden und auskömmlich sei, so muß man doch aus der Fortdauer des Abflusses schließen, daß es den Leuten in Sachsen, im Westen und in den großen Städten besser gefällt als daheim. Wer das Bessere kennen gelernt hat, dem gefällt eben das Schlechtere nicht mehr. Dazu kommt noch ein merkwürdiger Umstand. Seit mehr als zwei Jahrzehnten beobachte ich mit steigender Verwunderung, wie geflüßentlich man in gewissen Gegenden unsers Vaterlandes bemüht ist, den Landleuten, und namentlich den ländlichen Arbeitern, die Heimat zu verleiden durch allerlei Polizeivorschriften und Maßregeln, die mehr Dienst- und Pflichteifer als Menschenkenntnis und Weisheit verraten. Sa wenn es sich um Zustände handelte, wie die in Nr. 13 der Grenzboten geschilderten des Vogelsberges! Aber davon ist keine Rede. Es handelt sich um ganz harmlose Dinge, um die Kirnmessfeier und den Sonntagstanz, die voriges Jahr in den Grenzboten erwähnt wurden, und ähnliches. Man hört denn auch oft genug die Klage, daß es „Genußsucht, Vergnügungssucht und das Verlangen nach Ungebundenheit und Zügellosigkeit“ sei, was

die Leute fortreibt. Sa du lieber Himmel! Sein bißchen Vergnügen will halt jeder Mensch haben, und was der ländliche Arbeiter, der im Sommer Wochentags von früh um vier bis abends acht Uhr schanzt, des Sonntags teils für fünfzig Pfennige, teils kostenlos sich verschaffen kann, ist nicht übermäßig viel. Will man, daß er dem entsage, so muß man ihm entweder die Mönchsgelübde abnehmen oder ihn an die Kette legen. Ohne Gelöbniß und unangebunden bleibt kein gesunder Mensch auf die Dauer an einem Orte, wo ihm verwehrt wird, sich auf seine Weise zu vergnügen. Auf seine Weise, das versteht sich von selbst. Mutet man den Pferdeknechten und Stallmägden zu, sich ihre freie Zeit etwa mit Goldschnittlitteratur zu vertreiben, so müssen die Herrschaften ihre Glacehandschuhe ausziehen und selber Mist laden, Kartoffeln und Steine klaben; fein gewordene Knechte und Mägde thun das nicht mehr. Der Verfeinerungsprozeß macht so hübsche Fortschritte, daß die Eiferer für Volksbildung ihre helle Freude daran haben müssen. Der Stallmagd wird beigebracht, daß ihr hergebrachtes für die Arbeit in der Mistpfütze allein geeignetes Kostüm unanständig sei. Sie legt Beinkleider und lange Röcke an. Das ist unbequem und kostet Geld. Dadurch wird ihr der ohnehin schwere Dienst noch lästiger. Bald findet sie, daß auch die meisten ihrer Verrichtungen an sich schon unanständig seien. Im nächsten Städtchen sitzt ein Menschenfreund, der — natürlich nur aus reiner Nächstenliebe — der armen Bevölkerung der Umgegend mit einer neuen Industrie unter die Arme greift. Er läßt filiren, häkeln, Wollfäden knüpfen. Bald sitzen in den benachbarten Dörfern alle Kinder, sitzen und knüpfen, knüpfen von früh bis in die Nacht, knüpfen sich lahm, bucklig, blind und blödsinnig. Auch unsre Ruhmagd greift zur Nadel, die sich ja bedeutend leichter handhabt als die Mistgabel. Sie ist nun eine Dame, ein Fräulein, sie stolziert Sonntags in Kleidern herum, die nach der neuesten Pariser Mode zugeschnitten sind, und siedelt sie in die Stadt über, so kann sie überdies jeden Sonntag zu Tanze gehen. Nach ein paar Jahren verduftet der Wohlthäter der Menschheit, nachdem er einigen tausend jungen Landleuten das Mark aus den Knochen gezogen und zu Gelde gemacht hat. Nun versuchts unsre Ruhmagd wieder mit Sichel und Düngergabel. Allein es geht nicht mehr; bei ihrer Tändelarbeit und bei kraftloser Nahrung hat sie ihre Muskelkraft und Gliedergelenkigkeit eingebüßt. So wird von unserm kräftigen Volke eine Schicht nach der andern verfeinert und verkrüppelt. Es giebt noch andre Dinge, die den Leuten in manchen Gegenden das Leben leid machen. Rigorose Bestrafung der Schulver säumnisse gehört auch dahin. In einer frühern Nummer der Grenzboten wurde über das Gegenteil geklagt. Aber man muß die Verhältnisse der armen, dünn bevölkerten Landesteile erwägen: die Schule weit entfernt; der Weg bei Regenwetter unergründlich, bei Frostwetter Schneestürmen ausgesetzt; Kleidung und Schuhe schlecht oder gar nicht vorhanden; im Sommer zu Hause kleine Geschwister,

die sich und das Haus anzünden, während die Eltern auswärts auf Arbeit sind; manchmal eine kranke Mutter oder Großmutter, die allein zu lassen grausam wäre; und nun von den paar Pfennigen Wochenlohn, die kaum für Brot reichen, auch noch Strafgeld zahlen! Es ließen sich Bücher darüber und über ähnliche Sachen schreiben.



Aus der Stadt des Reichskammergerichts



ie Stadt Weklar an der Lahn gehört zu den ältesten Niederlassungen Deutschlands. Nach sagenhafter Überlieferung bereits zur Zeit der Römer gegründet, erscheint sie geschichtlich zuerst in einer Urkunde Ottos des Großen vom Jahre 943 n. Chr., wo die Stadt Wittklara heißt. Nachdem sie im Jahre 1180 n. Chr. von Kaiser Friedrich I. den ersten Freibrief erhalten und damit den Grund zu ihrer Reichsunmittelbarkeit gelegt hatte, gelang es ihr, im Bunde mit den drei andern wetterauischen Städten: Frankfurt am Main, Gelnhausen und Friedberg in Hessen, ihre Macht dem Reichsoberhaupt gegenüber mehr und mehr zu stärken, sodaß sie im dreizehnten Jahrhundert bereits wagen konnte, dem Kaiser selbst Trotz zu bieten, allerdings nicht lange. Es geschah das in der etwas sagenhaften Episode des Tile Kolup, eines ehemaligen Mönches, der sich für den verstorbenen Kaiser Friedrich I. ausgab. Nachdem er in Köln am Rhein und Neuß vergeblich versucht hatte, die Menge für sich zu erregen, kam er nach Weklar und fand dort bei der Bürgerschaft Glauben und Unterstützung. Als sich auch einige deutsche Fürsten ihm anschlossen, wurde er kühner und maßte sich das Schiedsrichteramt in einem zwischen den Friesländern und dem Grafen Florens von Holland ausgebrochenen Streit an. Zwar leistete der Graf der an ihn ergangenen Ladung nicht Folge; aber der Pseudokaiser ließ sich nicht abschrecken: in einem trotzigem Schreiben forderte er selbst den neugewählten Kaiser Rudolf von Habsburg vor seine Schranken. Die Folge war, daß Kaiser Rudolf gegen die abtrünnige Stadt zu Felde zog und sie zwang, den Betrüger auszuliefern. Noch heute führt ein kleines Wiesenthal in der Nähe der Stadt, wo Tile Kolup zur Strafe den Feuertod gestorben sein soll, den Namen „Kaisersgrund,“ und ein Reichskammergerichtsbeisitzer hat das Andenken des merkwürdigen Abenteurers durch einen an den Ort gesetzten mächtigen Stein vor der Vergessenheit zu bewahren gesucht; eine lateinische Inschrift

Grenzboten II 1890

47